

Was mir an der Jagd noch nie gefiel ... Eine sehr persönliche Bilanz

von Margret Bunzel-Drüke

Wilde Tiere und Pflanzen werden von allen Seiten bedrängt, und Naturschützer hetzen wie die Feuerwehr von einer Krisenstelle zur nächsten. Um überhaupt etwas zu erreichen, müssen sie ihre Kräfte auf wesentliche Punkte konzentrieren. Die Jagd gilt in unseren Kreisen vielfach als „Nebenkriegsschauplatz“. Stimmt diese Einschätzung eigentlich?

Eine Zeitlang war ich davon überzeugt, dass ich meinen Frieden mit der Jagd gemacht hätte. Zwar war ich mit vielem nicht einverstanden, aber die häufige Wiederholung des Spruches, Jagd und Naturschutz hätten doch eigentlich die gleichen Interessen, war irgendwie in mein Denken eingesickert. Der Spruch ist zwar nicht falsch, aber er trifft nicht den Kern des Problems. Oder, wenn man so will, er ist der Kern des Problems.

Jagd und Naturschutz sind in Deutschland ungleiche Geschwister. Die Jagd hat eine uralte Tradition, sie wird oft von gesellschaftlich anerkannten Personen ausgeübt, ist mit dem Grundbesitz verbunden. Naturschutz scheint dagegen neumodisch, eine Romanze von Städtern, die den Ruf der Wildnis verspüren, ohne darin verwurzelt zu sein. Jäger handeln, während Naturschützer reden – dies suggeriert der Spruch „Jagd ist angewandter

Naturschutz“, der eine Zeitlang als Aufkleber vorwiegend dunkelgrüne Geländewagen schmückte. Zwischen Jagd und Naturschutz besteht eine tiefe Kluft und eine Konkurrenz. Dennoch sind ihre Ursprünge nahezu gleich.

Die Beschäftigung mit Tieren, Pflanzen und Natur ist für den Menschen so selbstverständlich wie das Jagen und Sammeln. Dieses Erbe unserer Vorfahren berührt die Emotionen; wir können es so leicht nicht überwinden. Die meisten Menschen machen gern Beute, nur die Art der Beute ist verschieden. Einer schießt Fasanen und Hasen, der andere jagt im Kaufhaus nach Schnäppchen, einer sammelt Andenken, der andere trachtet danach, seiner „life list“ der beobachteten Vogelarten neue Nachweise hinzuzufügen.

Bei jeder Jagd ist die Beute am wichtigsten. Da nützen alle Beteuerungen der Jäger nichts, Naturerlebnis und Hege stünden im Vordergrund.

Der Mensch möchte eine Beute mit nach Hause nehmen. Und hier sind viele Naturkundler den Jägern überraschend ähnlich. Der Vogelberinger oder Pflanzenfotograf hat jedoch das alte Beuteverlangen umfunktioniert: von der Tötung eines Lebewesens hin zu einer nicht endgültigen Nutzung der natürlichen Ressourcen. Ein erfreulicher Zusatzeffekt, wenn auch nicht immer Hauptmotivation für das Naturinteresse, sind die Folgen der „Beutezüge“ der Naturkundler. Wissenschaftliche Studien über beringte Vogelpopulationen können für den Schutz der Arten wesentlich sein, und Orchideenfotos mögen Begeisterung für die Natur wecken.

Das Beutemachen des Jägers dagegen ist endgültig. Vielleicht empfindet man hier als Naturschützer einen unterschwelligen Neid auf den Waidmann, der die Beute unmittelbar und nicht nur im übertragenen Sinne mitnimmt.



Foto: Margret Bunzel-Drüke

Ganz sicher aber empfindet man Ärger darüber, dass der beobachtete Entenschwarm durch einen Schuss verscheucht wird, dass man keine Hirsche im Wald sieht, dass einzelne Jäger nicht davor zurückschrecken, Greifvögel zu vergiften oder dass man während der Bockjagdzeit morgens und abends Gefahr läuft, von einem versehentlich beim Ansitz gestörten Jäger angemotzt zu werden – kurz, dass die Jagd den eigenen Naturgenuss schmälert.

Verlassen wir nun die emotionale Ebene, auch wenn sie vielleicht die tiefere Ursache der meisten Konflikte zwischen Jagd und Naturschutz ist, und vergleichen die beiden Disziplinen.

Welche Unterschiede fallen mir zwischen Jägern und Naturschützern besonders auf, abgesehen von Äußerlichkeiten wie der Vorliebe für Loden auf der einen und Goretex auf der anderen Seite?

Jäger konzentrieren ihr Interesse auf Tierarten, die sie schießen dürfen, bestenfalls auf jagdbare Arten mit und ohne Schusszeit; im Naturschutz dagegen hat der Kriechende Sellerie genauso Freunde wie der Eremit, die Gelbbauchunke oder die Großtrappe.

Im Naturschutz gehört Artenkenntnis zum guten Ton. Viele aktive Naturschützer kennen sich zumindest in der Vogelkunde aus, einige in wei-

teren Artengruppen. Bei Jägern ist die Artenkenntnis im Mittel geringer. Das beginnt damit, dass kaum ein Jäger zwischen Stein- und Baumarder sicher unterscheiden kann und endet noch lange nicht mit der meist völlig fehlenden Fertigkeit der Bestimmung von Enten, insbesondere fliegenden Tieren im Schlichtkleid. Die Verwechslung von Stock- und Schnatterente durch einen Ornithologen hat bis auf fehlerhafte Beobachtungslisten keine Auswirkungen; der Irrtum eines Jägers ist aber tödlich für die bedrohte Art.

Der durchschnittliche Jäger hat wahrscheinlich mehr Geld als der durchschnittliche Naturschützer, dennoch gehen Anstrengungen zur Rettung und Verbesserung von Lebensräumen überwiegend vom Naturschutz aus. Gemeint sind hier Ankauf, Unterschutzstellung und Umgestaltung von Gebieten, etwa Wiedervernässung von Wiesen oder Entfesselung von Flüssen. Die meisten jagdlichen Verbesserungsmaßnahmen sind wesentlich kleiner und garnieren oft die Landschaft mit Elementen, die vielleicht eine Funktion erfüllen, aber ansonsten fehl am Platze sind. Beispiele dafür sind Nadelholzanpflanzungen als Deckung für Niederwild, Anbau von Topinambur und anderen nicht einheimischen Pflanzen als Wildfutter, Ausbringung von

Styropor-Entenhäuschen oder Anlage von kleinen Teichen, bei denen das Baggergut zur Kostenersparnis ringwallförmig um das Gewässer drapiert wird. Hier werden Natur und Landschaft zur Bastelbude. Zugegeben, auch im Naturschutz treten Entsprechungen auf, allerdings wesentlich seltener.

Jäger beteiligen sich kaum an Projekten, bei denen versucht wird, die alte Kulturlandschaft zu pflegen oder eine neue Wildnis entstehen zu lassen. Die Waidmänner nutzen aber Naturschutzflächen mit großer Selbstverständlichkeit. Wie aus dem Nichts erscheinen neue Hochsitze, Fasanenschütten oder Marderfallen.

Bei der Vertretung der Belange der Tiere und Pflanzen bei Eingriffsplanungen sucht man Jäger meist vergeblich. Auch die meisten Medienschlachten um Umgehungsstraßen oder Windkraftanlagen werden ohne sie ausgetragen. Wir begegnen ihnen jedoch regelmäßig auf Terminen zur Ausweisung neuer Naturschutzgebiete, wo die Waidmänner energisch gegen Einschränkungen der Jagd kämpfen.

Sehr deutlich sind auch die Unterschiede im ökologischen Verständnis der Jäger und Naturschützer. Im Naturschutz gibt es außer wenigen umstrittenen Sonderfällen keine direkten Eingriffe in Tierpopulationen. Anstatt



Der Vogelfotograf jagt mit der Kamera.

Foto: J. Brackelmann



Foto: Margret Bunzel-Druke

Der Mensch ist Jäger und Sammler - auf die eine oder andere Art.



Foto: Margret Bunzel-Drüke



Foto: Margret Bunzel-Drüke



Foto: Uwe Riecken

Naturschützer interessieren sich nicht nur für Großtrappen, sondern auch für den Kriechenden Sellerie, den Eremiten, für Frösche und Fledermäuse.

auf menschengemachte Regulierung setzt man auf Lebensraumgestaltung als Mittel zur Förderung bedrohter Arten. So werden Rohrsänger durch Wiederherstellung von Feuchtgebieten statt durch Abschuss des Sperbers gefördert. Bei Jägern ist dagegen die Überzeugung verbreitet, dass Natur und Umwelt bereits so weit geschädigt sind, dass ohne ständige menschliche Regulation von Tierbeständen das „ökologische Gleichgewicht“ kippt. Interessant sind dabei die Zielarten. Noch nie habe ich die Forderung einer Regulation des Grauschnäpperbestands zum Schutze des Schwalbenschwanzes gehört oder den Vorschlag zur Reduzierung der Waldspitzmaus, die ein potenzieller Feind des Schwarzen Grubenlaufkäfers ist. Unter Beschuss geraten immer nur diejenigen Arten, die entweder jagdlich interessant sind („die Rehe fressen alle Orchideenblüten“) oder diejenigen, die als Konkurrenten der Jäger gelten („die Füchse fressen die Hasen“). In letzter Zeit wird das allerdings nicht mehr offen gesagt. Vordergründig geht es bei der Verfolgung von Beutegreifern nicht um die Erhöhung der Niederwildstrecken, sondern um den Schutz von Singvögeln und Kiebitzen.

Mit all diesen Überlegungen habe ich nun meinen aufgestauten Ärger abgelassen, aber mich noch immer nicht der eingangs gestellten Frage genähert, ob die Beschäftigung mit der Jagd für

den Naturschutz verplemperte Zeit oder eine wichtige Aufgabe ist. Man müsste also versuchen, die Auswirkungen der Jagd auf die Natur möglichst objektiv zu betrachten (kann nicht gelingen, weiß ich). Schadet die Jagd wirklich, oder ist sie nur ein Ärgernis?

Nachhaltige Jagd sollte die Entnahme von Wildtieren aus der Natur für die menschliche Nutzung sein, und zwar das Abschöpfen eines Teils des Überschusses, aus dem sich vor dem Menschen noch die Beutegreifer bedienen dürfen. Dieses Idealbild ist weit von der Realität entfernt. Trophäenkult, Aussetzen von Tieren als spätere lebende Zielscheiben, legale und illegale Verfolgung von Beutegreifern und andere Auswüchse verleiden selbst vorurteilslosen Menschen die Jagd. Von außen betrachtet, gibt es unter den Jägern nicht nur einzelne schwarze Schafe, sondern die gesamte Herde macht einen angegrauten Eindruck (Wer schießt eigentlich all die Löcher in die Verkehrsschilder?). Aber selbst wenn Verfehlungen nicht mehr vorkämen – Jagd ist für die Natur immer noch ein nicht zu unterschätzendes Problem. Es geht dabei nicht um die Entnahme von Wildtierindividuen. Aus meiner Sicht spricht nichts gegen Rehrücken mit Preiselbeersauce, wenn bei der Entnahme der Rehe kein Schaden in der Natur entstehen würde. Das Problem ist also nicht die Nutzung von Wildtieren,

Foto: Margret Bunzel-Drüke



Grauschnäpper

Foto: Ralf Joest



Schwalbenschwanz



Foto: Margret Bunzel-Dröhe



Foto: Henning Vierhaus

Der „Nationalparkeffekt“: In der Sierra de Gredos in Zentralspanien stehen sich Menschen und Steinböcke ohne Arg gegenüber. Hier herrscht Jagdruhe. Die Braunbären im rumänischen Brasov (Kronstadt) haben sich angewöhnt, Abfallcontainer zu leeren. Die Tiere fühlen sich in der Stadt sicher. Für die menschlichen Bewohner wird es manchmal gefährlich.

sondern vielmehr die Art und Weise ihrer Entnahme aus der Natur.

Wer schon einmal einen Nationalpark in den USA, in Kanada oder Afrika besucht hat, kann von grandiosen Naturerlebnissen berichten. Wilde Tiere fliehen nicht vor dem Menschen. Elche, Bären, Elefanten und Antilopen lassen sich aus nächster Nähe beobachten. Auch in Europa gibt es solche Stellen, wo die Vertreibung aus dem Paradies offenbar nicht stattgefunden hat. Berühmt sind die Alpensteinböcke im italienischen Gran Paradiso, die Iberische Steinböcke in der Sierra de Gredos, die Moschusochsen auf dem norwegischen Dovre Fjäll, die Rothirsche und Gämsen im Schweizer Nationalpark am Ofenpass. Auch in vielen Städten zeigen sich Wildtiere vertraut. Wir kennen die Beispiele aus eigener Anschauung oder aus dem Fernsehen: Stockenten in Lippstadt, Saatkrähen in Soest, Wildschweine in Berlin, Graureiher in Amsterdam oder Braunbären in Kronstadt.

Echte Nationalparke (worunter ich die meisten deutschen leider nicht fassen kann) und Städte haben aus Sicht der Tiere eine wichtige Gemeinsamkeit: Es herrscht Jagdruhe. Die Tiere müssen den Menschen nicht mehr auf Schussentfernung fürchten, sondern allenfalls (in den Städten) auf Steinwurfweite. Die Fluchtdistanz wird kleiner. Das gibt dem Jägerspruch

„Ohne Jäger kein Wild“ eine völlig neue Bedeutung. Richtig müsste es heißen: „Ohne Jäger nicht wild“.

In der normalen deutschen Landschaft wird überall gejagt, auch in den meisten Schutzgebieten. Säugtier- und Vogelarten mit Schusszeiten – und leider auch etliche Arten ohne – müssen während der Jagdzeiten stets auf Beschuss vorbereitet sein. Und sie sind es! So belegt eine Untersuchung aus dem Umfeld von Berlin, dass Rehe während der Jagdzeit viel seltener zu beobachten sind als während der Schonzeit. Tiere müssen Abstand halten von Hochsitzen, Menschen, Jagdhunden und neuerdings auch von Autos. Bis vor wenigen Jahren konnten Tierfotografen in Westfalen ein Auto als „rollendes Tarnzelt“ benutzen und sich Rehen oder auch Mäusebussarden bis auf Fotoentfernung nähern. Die Tiere hatten offenbar mit dem Auto noch keine schlechten Erfahrungen gemacht. Das ist anders geworden. Die „Fotoobjekte“ flüchten, sobald ein Auto in Schussweite anhält. Schießen aus dem Auto, noch dazu auf Bussarde, ist zwar verboten; eine große Jagdzeitschrift stellt jedoch fest, dass es „erlaubt ist, aus einem Fahrzeug auszusteigen und das Auto sodann als Auflage für eine sichere Schussabgabe zu nutzen“. Diesem unfairen Tipp wird offenbar so häufig gefolgt, dass ein haltendes Auto mittlerweile von vielen

Tieren als sehr gefährlich eingeschätzt wird. Übrigens, wer das nicht glaubt, sollte selbst einen Test machen und das Fluchtverhalten von Tieren gegenüber Autos in Deutschland und Holland vergleichen. In den Niederlanden, wo die Jagd (derzeit noch) stark eingeschränkt ist, kommt ein Tierfotograf viel leichter zu guten Bildern.

Schadet es denn, wenn Wildtiere zum Menschen und zu seinem „Zubehör“ Abstand halten? In den Weiten Kanadas oder Sibiriens wäre das kein Problem. Bei uns ist es aber eines. Die Landschaft ist von Straßen und Wegen durchzogen, überall stehen Hochsitze, Menschen arbeiten draußen oder verbringen ihre Freizeit in der Natur. Die Reichweite eines Gewehrs beträgt etwa 150 m. Wenn jeden Menschen, Hochsitz oder Weg eine unsichtbare „Sperrzone“ von 300 m Durchmesser umgibt, wie viel Platz bleibt dann noch für scheue Tiere? In unserer dicht besiedelten Landschaft ist dadurch der Lebensraum von allen bejagten Arten winzig klein geworden.

Ein Beispiel soll die Misere verdeutlichen. In Nordrhein-Westfalen dürfen Stockenten geschossen werden. Die sind so häufig, dass der Bestand eine menschliche Nutzung verkraften kann. Ganz anders steht es um Löffel-, Krick- und Knäkente, die mit Stockenten oft gemeinsame Schwärme bilden: Sie sind auf der Roten Liste als „vom Ausster-

ben bedroht“ oder „stark gefährdet“ verzeichnet. Laut Gesetz brauchten sie den Jäger nicht zu fürchten und könnten alle geeigneten Gewässer nutzen. Warum tun sie es nicht? Wir finden diese Arten fast immer nur weit weg von allen menschlichen Aktivitäten, etwa in den Kernzonen der Schutzgebiete, wo keine Wanderwege hin führen. Der Grund dafür ist die Jagd:

- Die geschützten Enten wissen nicht, dass nur Stockenten geschossen werden dürfen.
- Löffel-, Krick- und Knäkente können nicht lernen, dass ihnen keine Gefahr droht, weil „Fehlabschüsse“ immer wieder vorkommen. Die Entenjagd ist nämlich außer im Tageslicht auch jeweils eine Stunde vor Sonnenaufgang und eine Stunde nach Sonnenuntergang erlaubt. Dann ist es so dunkel, dass man Enten allenfalls mit Nachtsichtgerät sicher bestimmen kann. Aber auch bei strahlendem Sonnenschein ist es schwierig, die Enten, die während des herbstlichen „Entenstrichs“ überwiegend im braunen Schlichtkleid auftreten, zu unterscheiden. Viele Jäger können das nicht, und einige geben sich auch keine Mühe.
- In anderen europäischen Ländern ist die Jagd auf hierzulande geschützte Arten noch erlaubt. Ausgeprägte Zugvögel wie die Knäkente haben es schwer zu erkennen, ob sie sich in

einem „sicheren“ Land befinden.

- Wann ein Entenschwarm auffliegt, wird meist von dem scheuesten Tier in der Gruppe bestimmt. Selbst wenn Löffelenten nicht mehr scheu wären, würden sie von Stockenten, die vor einem Jäger fliehen, „mitgerissen“.

Die Jagd wie sie heute praktiziert wird verkleinert also den Lebensraum von absichtlich oder versehentlich bejagten Arten ganz enorm und nimmt dazu vielen Menschen Naturgenuss, weil fast alle größeren Tiere nur noch mit Fernglas beobachtet werden können. Spaziergänger sind mittlerweile „Störfaktoren“ in vielen Schutzgebieten, aber nur, weil Jagd die Tiere wild und scheu macht. Eigentlich stört also nicht der Spaziergänger, sondern der Jäger. Dennoch müssen durch Verbote, Wegesperrungen und ähnliche unpopuläre Maßnahmen „menschenfreie“ Bereiche für Tiere eingerichtet werden. Und ABU-Mitarbeiter haben als Schutzgebietsbetreuer die undankbare Aufgabe, die Einhaltung der Beschränkungen, die die Besucher überwiegend nicht verstehen, zu erreichen. Wie soll man ihnen erklären, dass sie mit ihrer bloßen Anwesenheit die Vögel stören? Spätestens jetzt wird klar: Jagd ist kein „Nebenkriegsschauplatz“ im Naturschutz, sondern ein großes Problem.

In den beengten Verhältnissen eines hoch entwickelten Landes werden wir entscheiden müssen, ob wir uns

den Luxus einer Jagd in der heutigen Form weiter leisten wollen oder ob wir durch Einschränkungen der Jagd den Wildtieren die Möglichkeit geben, wenigstens die von uns nicht so intensiv beanspruchten Restflächen voll auszunutzen zu können. Gleichzeitig hätte das den Vorteil des größeren Naturgenusses für alle Leute.

Was ist zu tun, um der Verkleinerung der Lebensräume vieler Tiere durch große Fluchtdistanzen zu begegnen? - Man muss dafür sorgen, dass Tiere den Menschen in der freien Landschaft nicht immer und überall als tödliche Gefahr einschätzen. Dazu muss sich die Jagd wesentlich ändern, will man sie nicht ganz abschaffen. Nötig sind mindestens:

- **eine drastische Verfolgung von Jagdvergehen**

Es darf kein Kavaliersdelikt mehr sein, absichtlich oder versehentlich die falschen Arten abzuschießen oder in Schonzeiten zu jagen. Wenn die Strafen empfindlich sind und auch durchgesetzt werden, wird mancher Jäger im Zweifelsfalle den Finger gerade lassen. „Schwarze Schafe“ in den eigenen Reihen dürfen nicht gedeckt, sondern müssen bloßgestellt werden. Wenn tatsächlich nur noch die erlaubten Arten geschossen würden, könnten die anderen allmählich lernen, dem Menschen zu vertrauen.

Rennende Rehe

Foto: Margret Bunzel-Drüke





Foto: Margret Bunzel-Drüke



Foto: Margret Bunzel-Drüke



Foto: Bernhard Glüer



Foto: Axel Müller

Hermelin und Elster werden bejagt, weil sie Beutegreifer sind; warum dann nicht auch Igel und Buntspecht? Igel verzehren nicht nur Schnecken, Engerlinge und Würmer, sondern gern auch Eier von Bodenbrütern. Der Buntspecht hackt Nistkästen auf, um an die Meisenbrut heranzukommen. Warum sind Elstern verhasst und Buntspechte nicht? Aus welchem Grund sind Teichhühner geschützt, die eng verwandten Blässhühner aber jagdbar?

• **eine drastische Verkürzung der Jagdzeiten**

In Nordrhein-Westfalen wird das ganze Jahr über gejagt. Manche Arten wie Wildschwein, Kaninchen und Fuchs dürfen in jedem Monat beschossen werden, andere Arten haben lange Jagdzeiten, z.B. das Reh neun Monate, Hermelin, Rabenkrähe und Elster sieben Monate, Rothirsch und Blässhuhn sechs Monate. Die schussfreien Zeiten sind viel zu kurz, als dass die Tiere in ihnen ihre Furcht vor dem Menschen wieder verlieren könnten.

Wenn - aus was für Gründen auch immer - Tiere aus der freien Wildbahn entnommen werden sollen, muss die Bejagung kurz und heftig sein; den größten Teil des Jahres muss Jagdruhe herrschen. Beispiele für den Erfolg solcher Maßnahmen kann man z.B. in den Wäldern des Prinzen zu Sayn-Wittgenstein bei Bad Berleburg sehen, wo Hirsche und Wildschweine tagaktiv sind und auch von der nicht jagenden Bevölkerung beobachtet werden können,

weil der festgesetzte Abschuss nur an wenigen Terminen pro Jahr stattfindet.

• **eine Verminderung der Zahl der jagdbaren und der tatsächlich bejagten Tiere auf wenige Arten**

Welchen Grund gibt es, bei uns Hermeline, Türkentauben, Blässrallen oder Lach- und Silbermöwen abzuschießen? Sie werden nicht gegessen und sie machen weder in der Landwirtschaft noch sonst wo einen Schaden. Ist es noch zeitgemäß, Waldschnepfen zu jagen, die schon lange auf der Roten Liste der gefährdeten Arten stehen? Je weniger Arten beschossen werden, desto vertrauter werden die anderen. Die Verfolgung von Arten ohne vernünftigen Grund muss ein Ende haben. Jagd darf dem Jäger durchaus Vergnügen bereiten, aber Spaß darf nicht der einzige Grund dafür sein. Der NABU schlägt daher vor, künftig nur noch Hufftiere („Schalenwild“), Fuchs, Hase, Stockente und Fasan zu bejagen.

• **ein grundsätzliches Jagdverbot in Nationalparks, Naturschutzgebieten und anderen für den Schutz bedrohter Vogel- und Säugetierarten wichtigen Flächen sowie die Einrichtung von Jagdruhezeiten für Hufftiere („Schalenwild“)**

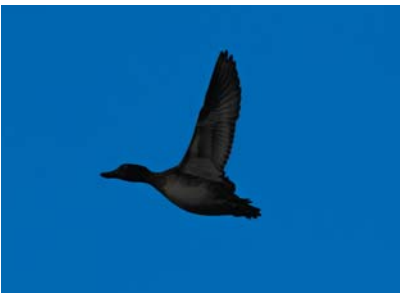
Es muss Bereiche geben, wo die Tiere „ihr Leben darauf setzen können“, dass sie sicher sind, und zwar alle Arten und zu jeder Zeit des Jahres. Wenn konsequente Jagdruhe herrscht, können Tiere ihre Fluchtdistanzen zum Menschen verringern, und zwar selbst solche Tiere, die außerhalb der sicheren Zonen bejagt werden. Dazu ein Beispiel aus Soest: Dieselben Lachmöwen, die in der Feldflur oder an der Lippe keinen Menschen näher als 100 m herankommen lassen, sitzen am Großen Teich in der Innenstadt zwischen den Parkenten und betteln um Futter. Die Möwen sind sich offenbar sicher, dass ihnen in der Stadt keine Gefahr droht, außerhalb aber schon.



Alle Fotos: Margret Bunzel-Dritke

Oben: Zu Beginn der Jagdzeit der Stockente tragen die meisten Enten ein braunes Schlichtkleid, das dem Gefieder erwachsener Weibchen gleicht. Erst später mausern die Erpel in ihr buntes Prachtkleid; die Weibchen bleiben jedoch schlicht und damit schwer voneinander zu unterscheiden. Welche der abgebildeten Enten dürfen in NRW geschossen werden?

Unten: Dieselben Entenfotos wie oben in anderer Reihenfolge, etwa 45 Minuten nach Sonnenuntergang. Jetzt darf zwar noch geschossen werden, aber die Arten sind beim besten Willen nicht mehr voneinander zu unterscheiden.



Alle Fotos: Margret Bunzel-Dritke

• eine Änderung der Jagdmethoden

Die Jagdmethoden sollten so verändert werden, dass Wildtiere entweder die Jagd gar nicht mit dem Menschen in Verbindung bringen oder den Jäger relativ sicher vom nicht jagenden Men-

schen unterscheiden können. Das mag sich zunächst unmöglich anhören, ist es aber nicht. Im dänischen Dyrehavn, einem Park, in dem Besucher vertrauten Rot- und Damhirschen begegnen können, werden überzählige Tiere aus einiger Entfernung abgeschossen. Beim Knall des Schusses zucken die

Hirsche einer Gruppe zwar zusammen, sie „verstehen“ aber nicht, warum das Tier neben ihnen plötzlich zusammenbricht. So bleiben sie zunächst neben dem toten Herdenmitglied stehen, bis ihnen die Sache doch merkwürdig erscheint und sie davonziehen. Erst dann nähert sich der Jäger dem toten Hirsch.

Durch dieses Vorgehen ist für die Hirsche allenfalls ein Zusammenhang zwischen Schuss und Tod herzustellen, keiner jedoch zum Jäger.

Für die Unterscheidung der Tiere zwischen Jägern und „harmlosen Menschen“ ist wichtig, dass Schüsse nicht aus unverdächtigen Orten abgefeuert werden, also keinesfalls aus dem Auto oder auch nur aus der Nähe von Autos, nicht aus Häusern oder von Straßen und Wegen.

Auch ganz andere Formen der Entnahme von Wildtieren aus der Natur könnten diskutiert werden, wenn man antiquierte Ansichten von „Waidgerechtigkeit“ aufgibt. Hirsche und Wildschweine könnten z.B. an Fütterungen in Gatter gelockt und dort sortiert werden. Nachdem ein Teil der Tiere wieder freigelassen ist, tötet man tiergerecht diejenigen, die entnommen werden sollen, ohne dass die anderen etwas davon merken. Ohne negative Erfahrungen werden sie auch das nächste Mal wieder das Fanggatter betreten.

Außerdem versteht sich von selbst, dass überkommene Methoden wie die Entenjagd bei Dunkelheit abgeschafft werden müssen, weil hier Fehlabschüsse und verletzte, nicht wiedergefundene Tiere viel zu häufig vorkommen.

• **eine bessere Artenkenntnis der Jäger**

Damit wirklich nur die richtigen Tiere geschossen werden, brauchen die Jäger eine bessere Artenkenntnis, vor allem bei den Enten. Überfliegende Enten ohne Fernglas ganz sicher zu bestimmen, ist nicht einfach und muss geübt werden!

Die vorgeschlagenen Änderungen sind keine neuen Ideen. Aber jetzt tut sich etwas in Nordrhein-Westfalen: In einer Arbeitsgruppe im Umweltministerium ringen Behörden und Vertreter verschiedener Interessengruppen um Vorschläge zu einer Modernisierung des Jagdgesetzes. Entscheiden wird die Politik - hoffentlich nach Sachargumenten und nicht nur dem Druck der starken Jagdlobby folgend.

Mein Wunsch für eine zukunftsfähige Jagd ist jedenfalls: besser, weniger, kürzer – zum Wohl der Tiere und der nichtjagenden Bevölkerung.

Literatur

BÜKER, A. (1997): Untersuchungen zur ökologischen Eingliederung von Rehwild in ein Renaturierungsprojekt am Stadtrand von Berlin. – Diplomarbeit aus dem Institut für Zoo- und Wildtierforschung (IZW) im Forschungsverbund Berlin e.V.; 137 S.

HOBERG, N. (2001): Der Schuss aus dem Auto. – Jäger 4/2001: 28 – 29.

Foto: Margret Bunzel-Drüke



Fasan